

## Nackte Stimme, dir gehorch ich

– Dem italienischen Dichter Salvatore Quasimodo zum Hundertsten. –

Gedichte handeln von Lichtverhältnissen. Das ist von alters her, aus vorhomerischen Zeiten, eine ihrer Aufgaben. Gedichte können, indem sie jemanden oder etwas beleuchten, Situationen abhandeln. Das Gedicht kann anrufen, evozieren. Dabei geschehen Verwandlungen. Zum Beispiel von Sprache. Das Gedicht neuerer Zeit bildet sich nicht ein, erleuchten zu können. Es kann aber ein beharrlicher – und dadurch schon provokativer – Verwandler sein. Dabei braucht die Stimme des Gedichts – die nackte Stimme – nicht laut zu werden; sie kann gleichmäßig sprechen und doch bilden sich leichte Verschiebungen, irritierend zwielichtig wirkend Schichten ab.

Ein Dichter, der solches beherrschte, das Immer-Wandelbare in Lichtverhältnissen sichtbar und hörbar zu machen, war im 20. Jahrhundert der Italiener Salvatore Quasimodo. Seit er dreißig war, hatte er Gedichtbücher veröffentlicht. 1942, mit Anfang vierzig, erschien bei *Mondadori* in Mailand seine wichtigste Gedichtsammlung *Ed è subito sera (Und plötzlich ist es Abend)*. Hierin findet sich ein „Gebet an den Regen“ („*Preghiera alla Pioggia*“), das ich so übersetze:

### *GEBET AN DEN REGEN*

*Guter geruch des himmels  
auf den kräutern,  
frühabend-regen.*

*Nackte stimme, dir gehorch ich:  
und von dir bekommt die süßen erstlinge des klanges  
und zuflucht das durchpflügte herz;  
und mich sprachlosen jungen hebst du auf,  
der von einem anderen leben erwischt wird und von jeder bewegung  
plötzlicher auferstehungen  
die das dunkel vorbringt und verwandelt.*

*Erbarm dich des himmlischen wetters,  
seines lichts,  
seiner hängenden wasser;*

*unserer herzen  
der offenen adern  
auf der erde.*

Schon nach der ersten Strophe wird klar, daß wir es bei diesem „Gebet“ keineswegs mit einem eindimensional-immobilen Sprachgebilde, einem vielleicht ausschließlich bukolischer Naturtrunkenheit geschuldeten, zu tun haben. Dafür ist es klimatisch zu indifferent, zu beunruhigend, zumal eine „nackte stimme“, der Gehorsam versprochen wird, „plötzliche auferstehungen“ oder „hängende wasser“ mitmischen. Quasimodos Gedicht steuert gleich mehrere Schichten und Bewegungsabläufe an, kehrt sie in sich, um indifferent Gemütsverfassungen und Lichtsituationen seine Stimme zu leihen. Alles ist in Bewegung, auf die Bewegung zugeschnitten in diesem Gedicht, alles im Übergang begriffen, unter der Oberfläche gärt es. Gewaltig. Patriarchalisch gesteuert. Zeitpunkte (früher Abend im Übergang zur Nacht) und Orte/Gemütsräume (das „durchpflügte Herz“ eines Adoleszenten), alles befindet sich im Umbruch. Die

Beunruhigungen einbrechender Dunkelheit mit ihrer Schattendramatik, die das Sehen erschwert, da die Augen erst bei völliger Finsternis wieder zuverlässiger sein werden. Neben die allein vom „Gebet“-Titel her erwartbare christologische Lesart (die verschiedentlich gestützt wird; so durch die alt- wie neu testamentarischen passim sprießenden „erstlinge“: bei Paulus sind es die „Erstlinge des Geistes“) treten die „plötzlichen auferstehungen“ erwachender Sexualität. Ein Begehren, ohne das ein Ziel angegeben wäre. 1942, im Italien Mussolinis, das sich überdies im Weltkrieg befindet, geschrieben und publiziert, sagt das Gedicht auch dies: jede (falsche) Bewegung ist gefährlich; jeder Mensch kann von einem „anderen“ existentiellen Zustand „erwischt“ werden. Der barocke „memento mori“-Gedanke spielt hier mit hinein.

Salvatore Quasimodo geht es immer um das Auszudrückende, das Sprachmögliche, das Verwandelbare. In seinem „frühabendregen“, in dem er die „nackte stimme“ erkennt, der allein sich zuzuhören lohnt, ist Dauer zu kennen, Wiederholung des ersehnt Wiederkehrenden, und Lebensspende zu sehen. In katholischer Vorstellung verbirgt und verbindet sich darüber hinaus hinter der Wasser-Metapher eine Erquickung der sich im Fegefeuer aufhaltenden Armen Seelen.

Richten wir die Wärmebildkamera auf die Herkunftslandschaft des Dichters. Quasimodo, profunder Kenner antiker Literatur, Lyrik-Anthologist und Übersetzer von Sophokles, Euripides, von *Ilias*-Teilen, Catull-Gedichten und Ovid-Auszügen (*Metamorphosen*), stammt aus dem regenarmen Mezzogiorno. Er ist vom Südzipfel Italiens gebürtig, aus dem sizilianisch-ruralen Barockort Modica in der Provinz Syrakus. Eine vorhellenische, sikulische Gründung und schon im römischen Reich eine Agrarzone von Bedeutung. Die überwältigende vorsokratische Geistesgeschichte fahrlässig außer acht gelassen, den Mythenreichtum der Insel nur im Blick, könnte gefragt und geantwortet werden: der Ätna tätig? Allerdings! Im Mythos ist es Sizilien, auf dem ein rasender Zeus ein gegen das Götter-Familienoberhaupt rasendes hundertköpfiges, und also vielstimmig-polylinguales Monster erledigt, indem er auf es mit Wucht den feuerspeienden Ätna stülpt. Was übrigens nur gelingen kann, da der spracherfinderische Hermes den Vater unbemerkt munitioniert hat. Eine andere Erwähnung verdient die bei Syrakus im Zusammenhang mit der Persephone-Entführung durch Hades stehende und von Ovid in den *Metamorphosen* aufgegriffene Mythe von der Nymphe Kyane (griechisch „Die Dunkle“), die sich in Tränen auflöst und Verwandlung in eine Quelle erfährt.

Die scuola ermetica freilich, die hermetische Schule, der so bedeutende italienische Dichter wie Quasimodo, Ungaretti oder Montale zugerechnet werden und die schließlich, wie eine genaue Lektüre erweist, so dunkel-hermetisch-abgeschlossen und weiter nichts als leere Sprach-Gebärden hervorbringend ganz und gar nicht gedichtet hat, bezieht, als abschätziger Kampfbegriff der Kritik eingeführt, ihren Namen nicht vom aufgeschlossenen Götterboten, sondern vom spätantik-synkretistischen Hermes Trismegistos; man muß wohl immer wieder mal darauf hinweisen.

Quasimodos Vater war als Eisenbahner tätig; der Vater gab per Laterne die zur Abfahrt nötigen Lichtsignale, wie aus dem späten Gedicht „Il Padre“ von 1958, das den Neunzigjährigen – nicht unbedingt liebevoll, als unausweichlich-patriarchalen „padrone“ – porträtiert, hervorgeht. Sizilien: archaischer, mythisch hochaufgeladener Boden, dem das Werk mehr als die ersten Tropfen, die „erstlinge des klanges“ verdankt. Im „Vater“-Gedicht findet sich eine uralte rhetorische Floskel auf Sizilianisch, die an den Herrschaftsverhältnissen nichts im unklaren läßt: eine archaische Formel, in der ein Feldhüter dem Herrn seine Devotion zu bekunden hatte – es ist der Sohn, der dort, beinahe stumm, dem Vater die Hände küßt. Mehr gibt es nicht zu sagen.

Vom Star-Romanisten der Nachkriegszeit, Hugo Friedrich, rührt die notorisch gewordene Klassifizierung des Hermetismus „als Bezeichnung für dunkles Dichten“ her. Er bemängelte, was uns heute ziemlich ängstlich, ja wenig kenntnisreich vorkommt, am modernen Gedicht insbesondere die „Verkehrungen der Sachordnungen“. Am irisierenden Werk des Sizilianers, nur marginal in seiner Standardstudie *Struktur der modernen Lyrik* erwähnt, was sich auch nicht änderte, als Quasimodo bei der Stockholmer Ziehung 1959 den Nobelpreis für Literatur erhielt – der Verlag setzte ihn, neben anderen großen Namen der Moderne, auf den

Umschlag der erweiterten Neuausgabe –, lassen sich direkte und indirekte Aussagen zuhauf über das vermeintliche „Dunkel“ des Gedichts finden. Geradezu programmatisch ist seine Lichtregie in diesem Fall. Wie im „Gebet an den Regen“, wo ihm, dem Bergen den selbst, expressis verbis sprachliche Ausdrucks- und also Gestaltungskraft zugebilligt wird: das Sprach-Dunkel drückt sich aus, es bringt hervor – es verwandelt, transfiguriert. Es verwandelt sich im Leser das Gedicht. Immer wieder neu – „erstlinge de klanges“. Heute wäre Salvatore Quasimodo hundert Jahre alt geworden.

Thomas Kling, Süddeutsche Zeitung, 20.8.2001